

# Entgiftungskur fürs Patriarchat

## Warum der Begriff der toxischen Männlichkeit zu kurz greift.

Von Kim Posster

**M**änner machen Probleme. Sie begehen das Gros aller körperlichen und sexualisierten Gewalttaten, dominieren öffentliche Räume und sind herrschaftlich ignorant, wenn nicht sogar verachtend gegenüber den Belangen von Frauen, Homosexuellen und Trans-Menschen. Männer haben aber auch Probleme: Sie sind weit öfter von körperlicher Gewalt (anderer Männer) betroffen, haben einen sprachlosen und oft brutalen Zugang zum eigenen Gefühls- und Sexualerleben und sterben früher als Frauen: Selbsttötungen (nach nichtdiagnostizierter Depression), Sucht (meist Alkohol) und fehlende (medizinische) Selbstsorge gelten als Hauptgründe.

Es ist eine Spezialität der Maskulisten sowie des bürgerlichen Mainstreams, diese beiden Sachverhalte stets gegeneinander auszuspielen. Lässt sich ein Kontext finden, in dem Männer nachweislich schlechter dastehen als Frauen, scheint der Beweis gegen jeden Feminismus zur Genüge geführt: Man konnte ihn mal wieder als spröde männerhassende Klientelpolitik demaskieren. Zur Abwehr dieses Unsinns gibt es seit einigen Jahren wieder verstärkte Bemühungen von nicht nur feministischer Warte, einen Zusammenhang zwischen männlichem Dominanzverhalten und männlicher Leidenserfahrung herzustellen. Der Begriff der Toxic Masculinity ist besonders seit der #metoo-Debatte vor allem in den USA, aber auch hierzulande im Aufschwung. Wie viele Bindestrichmännlichkeiten, die in den letzten 40 Jahren Mode geworden sind, beschreibt toxische Männlichkeit ein gewisses Konglomerat an männlichen Eigenschaften, Verhaltensweisen und Stereotypen in ihrem inneren Zusammenhang. Toxisch meint dabei erst mal: schlecht für mich und andere um mich herum. (Sexualisierte) Gewalt, Dominanzstreben, Machismen und Diskriminierung von Frauen und Queers sind damit genauso gemeint wie emotionale Verelendung, »Risikoverhalten« und die Betroffenheit von (körperlicher) Gewalt.

Der Begriff taucht mittlerweile nicht nur in Artikeln über #metoo oder der feministischen Diskussion um die misogynen Amokläufe junger Männer in Nordamerika auf – auch Männer und nichtfeministische Geschlechterpolitikgruppen propagieren ihn. Der britische »Vice«-Journalist Jack Urwin konnte mit seiner Flugschrift *Boys don't Cry* (Nautilus) einiges an Aufmerksamkeit sowie die Unterstützung der feministischen Ikone Laurie Penny gewinnen, und US-Schauspieler Terry Crews, der schon 2014 ein Buch über *Manhood* veröffentlichte, in dem er seine eigenen »toxischen« Anteile kritisch reflektiert, bekannte sich, ohne das feministische Grundanliegen in Frage zu stellen, als einer

der ersten Männer im Rahmen der #metoo-Debatte dazu, selbst sexuelle Übergriffe erlebt zu haben. Besonders interessant: Der mittlerweile häufig in Talkshows und auf Podien zum Thema eingeladene Ex-Football-Profi ist der Öffentlichkeit sonst auch als Schauspieler aus Action- und Comedyproduktionen bekannt und verkörpert somit gleich drei der klassischen Betätigungsfelder männlicher Selbstdisziplin und (lässiger) Unangreifbarkeit.

Angesichts des sonstigen Stands der politischen Auseinandersetzung um Männlichkeit sowie der Abwehr feministischer Kritik scheint das alles begrüßenswert: Nicht nur deutsche Männer beharren darauf, dass Ver-



Männer, die aufs Siegen harren: Oktoberfest 2018

Uhr, Basis, Gut-  
mer in Pop; Jo-  
tina Mohr und  
Texte von Mar-

r, Nachtsyl im  
tor 1: Marit Hof-  
richter und Fritz  
ort Hottes«; ein  
zu seinem 80. Ge-  
tionen und Texten  
del & Gefährlich,  
erfestival«; mit  
kowski, Schnipo

Uhr, Theaterhaus,  
it Hofmann, Chri-  
Fritz Tietz verkün-  
s«, ein Horst-To-

DGB-Büro Gießen,  
wemberrevolution  
r gelungen?«; mit  
g Fülberth

r, Ludwig, Anzen-  
dwig L'Amour. Ein  
oppe«; mit Patsy

Uhr, Kosmotique,  
Se 13: »Alle Macht  
Organisationsfor-  
der Republik«; Work-  
nmacher

19 Uhr, Druckluft,  
»Tierliebe und Men-  
von Mira Landwehr

gt zur Kritik des An-

t, Universität zu Köln,  
ert-Magnus-Platz 1;  
t, Universität Leipzig,  
11. Siegen, 18.30 Uhr,  
t 2; 12.11. Kiel, 19.30  
Hornheimer Weg 2;  
usen, 18.30 Uhr, Bür-  
skirche, Planplatz 9;  
Uhr, Kleine Synagoge,  
e 4; 16.11. Wien, 19.30  
Wien, Universitäts-  
burg, 18.30 Uhr, Café  
elle-Park 9; 21.11 Mün-  
versität Münster, Hör-  
isstraße 4; 22.11. Hei-  
Universität Heidelberg,

erden kostenlos Veranstal-  
ffentlich. Bitte die Termi-  
des Vormonats mailen an  
t-magazin.de

gewaltigungen und Frauenmorde Einzelfäl-  
le seien, die mit Männlichkeit an sich nichts  
zu tun hätten, alle alten und neuen Rechten  
arbeiten mit Hochdruck am Wiederaufstieg  
soldatischer Männlichkeit, und auch die ra-  
dikale Linke ist durchzogen von patriarchalen  
»Ideal«-Typen: vom Antifa-Mackèr über  
den Theoriehelden bis zum »ganz norma-  
malen« Genossen, dessen Kritik an Sexis-  
mus spätestens bei den eigenen (Charakter-)  
Strukturen haltmacht (siehe Veronika Kra-  
chers Beitrag in **konkret 5/18**). Ist es also nur  
progressiv, wenn der Begriff toxische Männ-  
lichkeit in vielerlei Munde ist und auch in der  
Linken Workshops zu »kritischer Männlich-  
keit« verstärkt Anklang finden?

### Die List der Geschichte

Die Debatten um toxische Männlichkeit sind  
nur zu verstehen, wenn man die veränderten  
Geschlechterverhältnisse mitberücksichtigt.  
Nicht mehr absolut gesetzte Rollen, sondern  
Geschlechtsidentitäten rücken den Indivi-  
duen auf Leib und Seele. Der Wechsel von  
Rolle zu Identität bringt mit sich, dass kei-  
ne Differenz mehr zwischen Geschlechts-  
charakter und Individuum geduldet wird:  
Statt sich den gesellschaftlichen Anforde-  
rungen zu fügen, muss jede\_r den Zwang zum  
Geschlecht in Auseinandersetzung mit der  
Norm selbst vollziehen. Dieses Bekenntnis  
zum Geschlecht bei gleichzeitiger Abgren-  
zung ist historisch maßgeblich Sache der  
Frauen, die im Zuge der »doppelten Verge-  
sellschaftung« die Ansprüche an das (ideal-  
typisch männliche) bürgerliche Subjekt und  
sein Anderes gleichsam miteinander verein-  
nen mussten. Seit den siebziger Jahren zeich-  
net sich aber eine Entwicklung ab, die Män-  
ner nicht mehr nur als Gattungs-, sondern  
auch als Geschlechtswesen anruft und so ein  
sehr viel kleineres Maß an reflexivem Bezug  
auf das eigene Geschlecht einfordert. Das  
kann als erfreuliches Ergebnis feministi-  
scher Kritik verstanden werden, deren De-  
maskierung des Männlichen als unsichtbare  
Herrschaftsnorm sich teilweise durchset-  
zen konnte. Trotzdem gilt es, auch die »List  
der Geschichte« (Nancy Fraser) zu berück-  
sichtigen, wo und wie feministische Forde-  
rungen nicht nur mit der Modernisierung  
spätkapitalistischer Verhältnisse einherge-  
hen, sondern diese sogar, mit dem Anstrich  
der Emanzipation versehen, vorantreiben.

Bedeutende Teile der Arbeitswelt brau-  
chen heute zum Beispiel keine offene Kon-  
kurrenz der Platzhirsche mehr, sondern  
»emotional intelligente« Team Player. Die  
nach wie vor bestehenden Boys' Clubs gesell-  
schaftlicher Machtzentren sowie die Sphä-  
rentrennung von privat und öffentlich ha-  
ben sich längst zumindest rhetorisch moder-  
nisiert und basieren nicht mehr auf einer  
klassischen patriarchalen Hackordnung,  
sondern auf flacheren Hierarchien, deren  
reibungsloser Ablauf von klassischem Mak-

kergehabe eher gestört als befördert wird –  
vor allem auf den mittleren Ebenen, wo Frau-  
en nicht mehr nur als Bedienstete, sondern  
als Kolleginnen auftreten. Vorbei ist auch die  
Zeit, in der eine vorgebliche Freizeit die an  
sich selbst exerzierte Disziplinierung in der  
Arbeitszeit kompensiert hat. Hier haben  
Männer die konkurrenzfähige Härte gegen  
sich selbst zwar einstudiert, etwa im Sau-  
fen, Rauchen und Prügeln, aber tatsächlich  
eine Freiheit ausgelebt, wenn auch eine grau-  
same: Statt die eigene Existenz als Arbeits-  
kraft für anderes mobilisieren zu müssen,  
hat man(n) das kaputtgemacht, was kaputt-  
machte: sich selbst. Diese Selbstverfü-  
gung als Selbstzerstörung ist dem spätkapitali-  
stischen Subjekt jedoch verboten. Sein as-  
ketischer Hedonismus muss zwar auf der  
Betriebsfeier mit Geselligkeit glänzen und  
seine Work-Life-Balance durch routinierte  
Exzesse in Schuss halten, darf aber keines-  
falls so sehr über die Stränge schlagen, dass  
Betriebsklima und die antrainierte jugend-  
liche Frische ernsthaft Schaden nehmen.  
Konnte sich der sorglose Mann des Fordis-  
mus noch auf die umfassende Sorgearbeit der  
Frauen in seinem Leben verlassen, verlangt  
die neue geschlechtliche Arbeitsteilung  
nun auch von Männern ein Mindestmaß an  
Selbstsorge. Das alles, ohne Frauen aus ihrer  
geschlechtlichen Pflicht zu entlassen: Sie  
müssen beides, Lohn- und Sorgearbeit pre-  
kär als »eierlegende Wollmilchfrau« (Ros-  
witha Scholz) vereinen.

### Entschlackung statt Kritik

Es ist deshalb mehr als verdächtig, dass die  
Debatten um toxische Männlichkeit beson-  
ders in den liberalen/mittelständischen Mi-  
lieus Anklang finden, für die diese Arbeitsan-  
forderungen besonders relevant sind. Eben-  
so bezeichnend ist, dass ein Begriff, der aus  
feministischer Warte Rape Culture kritisie-  
ren soll, so oft gesundheitspolitisch gerahmt  
wird. Denn der assoziative Gegenbegriff von  
*toxic ist healthy*: zu deutsch ausgewogen, ge-  
sund. Es geht also lediglich um die Entschlack-  
ung und Heilung der Männlichkeit von ih-  
ren toxischen Anteilen. In Deutschland nut-  
zen etwa das Bundesforum Männer und der  
Geschlechterforscher Thomas Gesterkamp  
den Begriff, um für eine gesundheits- und so-  
zialpolitische Männerarbeit »jenseits von Fe-  
minismus und Antifeminismus« zu werben.

Eine Hauptfunktion der hegemonialen  
Männlichkeit besteht darin, das Patriarchat  
legitim erscheinen zu lassen. Da eine Moder-  
nisierung im Einklang mit den Anforderun-  
gen an das spätkapitalistische Subjekt not-  
tut, nimmt es nicht wunder, dass die Debat-  
ten um toxische Männlichkeit so oft in das  
Fahrwasser individualisierter Selbstverbes-  
serung statt systematischer Kritik kommen.  
Oder wie es die gesundheitspolitische Plan-  
ned Parenthood Foundation, das US-Äqui-  
valent von Pro Familia, auf den Punkt bringt:

»Breaking down gender stereotypes allows everyone to be their best selves.«

Dass die Auseinandersetzung um Toxic Masculinity so keine Kritik der Männlichkeit ums Ganze leistet (und oft auch leisten will), ist schon im Begriff selbst angelegt: Er spaltet oberflächlich in »gute« und »schlechte« Anteile des männlichen Habitus, wodurch ihr innerer Zusammenhang und vor allem eine Kritik des Patriarchats unter den Tisch fallen. So können das männliche Leistungsethos und die Selbststilisierung als verantwortungsvoller Versorger bei »Entgifteten« bestehen bleiben, als ob die Grundform des männlich-bürgerlichen Subjekts und seine Projektionen auf das Weibliche als passiv und schützenswert nicht selbst die Triebkraft der Misogynie wären.

Es mag taktisch sinnvoll erscheinen, Männer persönlich nicht »als ganze« zu kritisieren und sie bei ihrem tatsächlich spezifisch männlichen Leid »abzuholen«. Problematisch wird es aber spätestens, wenn dabei ein Grundbedürfnis jeglicher Männlichkeitskonstitution bedient wird: der bessere, der beste Mann zu sein. So bewundernswert die Haltung eines Terry Crews sein mag – dass Medien ihn als »neues« männliches Vorbild und ultimative Vaterfigur handeln, sollte zu denken geben. Nicht umsonst ist der Untertitel seines Buches *How to Be a Better Man*. Diese identitäre Schlagseite findet sich auch in den Versuchen der (radikalen) Linken wieder, die Slogans wie »Real men are feminists« oder Labels wie »Kritische Männlichkeit« propagieren. Sie deuten mindestens an, dass Männlichkeit sich selbst als kritisch imaginieren darf.

Es ist zwar prinzipiell fast immer richtig, patriarchal-gewaltvolles Verhalten von Männern mit ihrem Scheitern an Männlich-

keitsidealen und -anforderungen zu erklären, doch der linksliberale Schluss daraus, dass es eben ein anderes, »besseres« Männlichkeitsideal bräuchte, ist nur die zivilisiertere Version der maskulistischen Forderung, die Männlichkeit (wieder) zu stärken und männliche Gewalt als vielleicht fehlgeleitete, aber berechtigte Notwehr oder als Hilfe-ruf zu verstehen.

Wie bei den Debatten um völkischen versus verfassungsrechtlichen Nationalismus bleibt somit das eigentliche Problem ungeschoren: das (kapitalistische) Patriarchat und seine als notwendig gesetzten Männlichkeitsideale und -anforderungen. Wer toxische Männlichkeit kritisiert, schickt tendenziell nur eine weitere Männlichkeitsvariante in das Rennen um Vorherrschaft, was alle Mechanismen der Konkurrenz um hegemoniale Männlichkeit intakt lässt.

In Abgrenzung von solchen linksliberalen Reformversuchen müsste eine radikale Linke daran erinnern: Es gibt keine menschengerechte Ausbeutung. Es gibt keine menschengerechte Männlichkeit. Was es gibt, ist eine historisch-materialistische Vermittlung der Körper, des Begehrens sowie der Reproduktion der Gattung. Was es gibt, ist eine jahrtausendealte Arbeitsteilung, die verschiedene Geschlechter, allen voran die »reproduktiven Zwei«, unter der Herrschaft des männlichen Prinzips hierarchisch anordnet. Diese Ordnung erscheint in der Moderne als gesellschaftliches Naturverhältnis, als unbewusste zweite Natur – die unsichtbare Voraussetzung der Gesetze des nun kapitalistischen Patriarchats. Welche Bedeutung die Begriffe Mann und männlich für bestimmte Eigenschaften, Verhaltensweisen und Körper in einer von dieser Herrschaft befreiten Gesellschaft hätten, ist Spekulation. Dass

Männlichkeit dann obsolet wäre, liegt mindestens nahe.

Bis dahin gibt es aber real existierende Männer, wie den Autor dieses Textes, die trotz subjektiver Ablehnung des Patriarchats in tiefen libidinösen, sozialen und ökonomischen Bindungen wie Abhängigkeiten von Männlichkeit leben. Mit ihnen einen Prozess anzustoßen, der diese Bindungen nicht verleugnet, sondern von ihnen ausgeht und so ihr widersprüchliches Leiden am Geschlecht kritisch vermittelt, könnte eine tatsächliche Basis für antipatriarchale Solidarität und Praxis sein. Dass es die so selten gibt, ist ein Problem des Feminismus, aber nicht seine Schuld. Es liegt darum vor allem an ebenjungen Männern, ihre herrschaftliche Ignoranz zu verlassen und diese Auseinandersetzung abseits von selbstgenügsamer Identitätspolitik und Stellvertreterbetroffenheit zu führen. Welche Formen dafür angemessen sind, ist zu Recht umstritten, aber man sollte diese Kontroverse wieder verstärkt in der Perspektive umfassender Emanzipation führen. Das bedeutet vor allem für Männer erst mal nicht weniger, sondern mehr Probleme. Doch diesmal wären sie nicht Quelle der Gewalt und Härte, sondern der Freiheit und Utopie. Um es mit den schönen Worten des kritischen Männerforschers Edgar Forsters zu sagen: »Das Projekt ist offen, weil Männlichkeitskritik keine neuen Männerbilder entwirft. Männlichkeitskritik bezieht ihre Kraft nicht aus der »Krise von Männlichkeit«, sondern aus der Lust auf ein anderes Begehren.«

Kim Posster ist Typ Theoriefeldherr und betreibt mit anderen einen Blog zur Verbreitung und Vernetzung von profeministischer Männerpolitik: [kritmaen.noblogs.org](http://kritmaen.noblogs.org)

## Die Biografie als Comic.

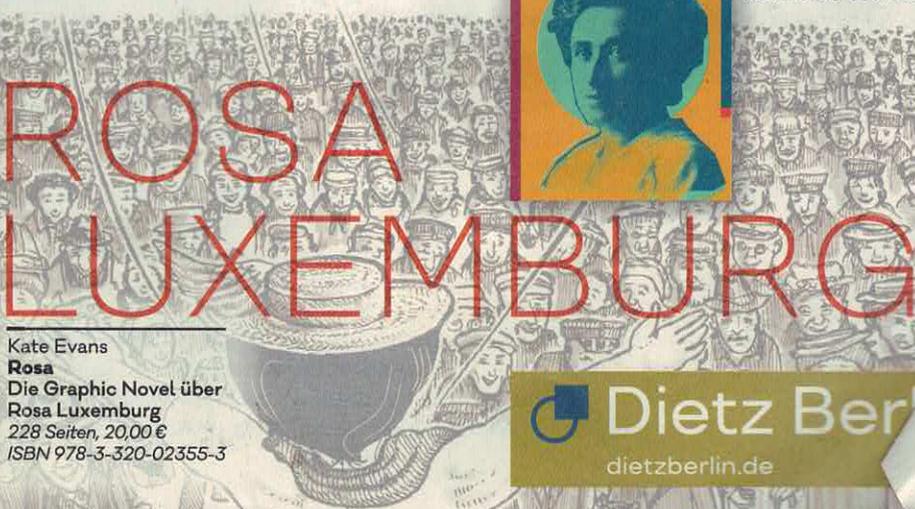
»Das perfekte Buch für Sozialistisch-Neugierige... Was Rosa Luxemburg geschrieben und vorhergesagt hat, ist heute unheimlich relevant.«

John Yohe, »Comics Bulletin«

## Die Biografie als Miniatur.

John Schütrumpf (Hrsg.)  
**Rosa Luxemburg**  
oder: Der Preis der Freiheit

Jörn Schütrumpf (Hrsg.):  
**Rosa Luxemburg** oder:  
Der Preis der Freiheit  
208 S., 6 Abb., Broschur  
3., überarbeitete und  
ergänzte Auflage, 12,00 €  
ISBN 978-3-320-02351-5



# ROSA LUXEMBURG

Kate Evans  
**Rosa**  
Die Graphic Novel über  
Rosa Luxemburg  
228 Seiten, 20,00 €  
ISBN 978-3-320-02355-3

 **Dietz Berlin**  
dietzberlin.de

